

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

112.

Dienstag, am 17. September 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Zeit und Volk. \*)

Das Menschenvolk quälte Papa, die Zeit,  
Mit allerhand, und da der alte Herr  
Es endlich satt, hielt eine Thronred' er:  
„Silentium! Ihr seid zufrieden nicht mit Mir?  
Eh hien, Wir danken ab zu Gunsten Unsrer Söhne  
vier,

\*) Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen sind die beiden in Nr. 67 und 85 dies. Bl. abgedruckten, uns von dem Hrn. Wf. zur Veröffentlichung überlassenen Gedichte, fast gleichzeitig, das erste im „Freimüthigen“ — das zweite in der „Mnemosyne“, abgedruckt erschienen. Wir vermögen uns das nur dadurch zu erklären, daß derselbe das Msch. gleichzeitig an mehre Redactionen zur Aufnahme übersendet, ohne zu erwägen, daß ein derartiges Zusammentreffen stets unangenehme Vermuthungen erzeugen muß. Im Interesse unsrer Collegen, wie in dem unsrigen, glaubten wir diese Notiz nicht länger zurückhalten zu dürfen.

Die Redaction.

Der Prinzen Frühling, Sommer, Herbst und Winter;  
Wählt Euch den König selber, Menschenkinder.“ —  
„Gewählt!“ schrien sie. „Die Wahl ist just nicht  
schwer:

Seine Hoheit, den Prinzen Frühling her!“ —  
„Wir geruhen, Prinz Frühling Euch zu geben,  
Und da Ihr endlich 'mal zufrieden seid,  
Könnt Ihr auch Unsertwegen ewig leben,“  
Sprach Se. alte Majestät, die Zeit,  
Und hielten huldreichst auch sofort Ihr Wort. —  
Wivat! — und ungeheure Heiterkeit!  
Einzug, Huldigung, Gewerk und Stände,  
Reden ohne Zahl und Ende,  
Glaube, Liebe, Hoffnung — Transparente —  
Illumination — Haus, Vater, Sohn,  
Knecht, Magd und Vieh,  
Kravall und Konfusion,  
Dagewesen so was nie!  
Doch kaum hat Allerhöchst ein Vierteljahr regiert,  
Man allgemein den Kagenjammer spürt.  
Der hat an Messeln arg die Finger sich verbrannt,  
Der einen Rosendorn ins Auge sich gerannt,  
Mit Blüthenthau die Nase Der begossen,

Dem war kein goldner Regen in den Mund geflossen,  
 Dem zogen zu viel Schwalben ein,  
 Den plagt der Kuckuk und Den andre Melodein,  
 Nachtigallen, Mückenstich und Fröschehupfen —  
 Der hat die Grippe vom April,  
 Und Alle vom Pankratius den Schnupfen:  
 In Summa Jeder Prinzen Sommer will.

„Still!“

Schreit Papa, „Wir geruhen schon,  
 Und geben Euch Prinz Sommer, Unfern lieben Sohn,  
 Item das ew'ge Leben — nein! halt! das habt ihr  
 schon.“

Wieder nun einmal  
 Kampenjubil und Scandal.

(Schluß folgt.)

## Der Unteroffiziersball.

### VII.

(Fortsetzung.)

Der alte Doctor der Medicin unterhielt wäh-  
 rend dem Allen meine Nachbarin zur Linken  
 höchst glücklich und mit allem Feuer seiner Be-  
 redsamkeit über das eigentliche Wesen der Koch-  
 kunst.

„Ja,“ sagte er, gehen wir zurück auf den ur-  
 sprünglichen Zustand aller dieser Dinge, die hier  
 so glänzend und geschmackvoll unserm Auge sich  
 darbieten, untersuchen wir, woraus diese Braten,  
 diese Gelée's eigentlich entstanden, so erlangen  
 wir ein seltsames Resultat. Sehen Sie, meine  
 Gnädige, z. B. hier diesen Entenbraten, strogend  
 von Fett und lieblich duftend. Was machte die-  
 ses Thier so reizend? Die widerwärtigsten In-  
 gredienzen, stinkendes Nas, verfaulende Körper  
 und der ekelhafteste Unrath. Dieser herrliche Fisch,  
 er wird nur dann so vollkommen, wenn abge-  
 storbene Thiere, wo möglich Leichname, in seinen  
 Leich geworfen werden. Alle Delicateffen, die  
 unsern Gaumen kitzeln, verdanken wir dem Prin-

cip der Fäulniß, die über alles Irdische eine un-  
 widerstehliche Macht übt. In jeder Pore, in je-  
 dem Blutstropfen unsers Körpers existirt schon  
 ihr Keim. Die Kochkunst aber läßt uns das  
 Alles vergessen, ihr Element, das Feuer, scheidet  
 die fremden, widerstrebenden Stoffe aus und ver-  
 wandelt das Ekelhafte in das Angenehme. Darum  
 nennt auch der große Burke mit vielem Scharf-  
 sinn den Menschen ein kochendes Vieh. Ohne  
 Kochen ist keine honette Speise denkbar, und die  
 Thiere, die sich bloß von Vegetabilien nähren,  
 sind von der Natur mit einem Kochapparat in  
 ihren Verdauungswerkzeugen versehen. Menschen-  
 fleisch wird durch das Feuer nach der Behaup-  
 tung des Diodorus Siculus vollkommen wohl-  
 schmeckend, und gleicht aufs Haar in Farbe hier  
 diesem Kalbsstöß, und sein Geschmack soll etwas  
 süßlicher als der des Schweinefleisches sein, wie  
 überhaupt unser innerer Mensch in anatomischer  
 Hinsicht dem deutschen, gemeinen Schwein sehr  
 nahe steht. Bollaßton giebt den vegetabilischen  
 Speisen Schuld, sie entwickeln mehr Mineralsäure,  
 als die animalischen und vegetabilischen zugleich,  
 und alle Physiologen stimmen ihm bei; ich aber  
 halte stets für das beste, den animalischen Nah-  
 rungstoff vorherrschen zu lassen, worin Celsus  
 in seinem klassischen Werk „de re medica“ gänz-  
 lich mit mir übereinstimmt. Gebackne Sachen  
 nennt er abstringent, und ich bin vollkommen  
 überzeugt, daß sie es allein sind, die uns mit  
 Entozoonen und Askarioen überhäufen, jene klei-  
 nen Spulwürmer, die an dem Ausgang des  
 Darmkanals stationirt, für uns wahre Plageteu-  
 felchen werden. — Das Essen ist das Grund-  
 princip des Bestehenden, die Tendenz unseres Da-  
 seins, und man kann nicht sagen, ob wir wegen  
 des Essens da sind, oder das Essen wegen uns.  
 Nach Kundel's englischem Kochbuch ist Alles eß-  
 bar, man muß nur verstehen, den Nahrungstoff  
 zu extrahiren und ihn schmackhaft zuzubereiten.  
 Nehmen Sie zum Beispiel, meine Gnädige, hier  
 das Leder meiner Stiefelsohlen,“ — dabei wies  
 er seine reich mit Zwecken armirten Sohlen, die  
 keinen kleinen Fuß trugen, — „dieses Leder, ob-  
 gleich in Folge des eigenthümlichen Gebrauches  
 von fremdartigen Stoffen durchdrungen und in-  
 crustirt, hier Straßenkoth und steinigter Nieder-  
 schlag, ist doch vollkommen genießbar, denn es

besteht aus der animalischen Haut, der Gallerte, einer Substanz, die dem Eiweiß sehr nahe kommt, das Holz schmeckt ganz vortrefflich, wenn man es kaut, und die Holzfiber hat nach dem Professor Autenrieth höchst nahrhafte Eigenschaften; freilich gehören chemische Metamorphosen dazu, dies Alles zuzubereiten. — Die Kappländer von Trysilfeld und Osterlade essen ihr brake-broide. Das Einfachste ist stets das Nahrhafteste und Verdaulichste, und der Magen hat den größten Einfluß auf unsere Glückseligkeit, weshalb schon Miß Hanna Mara sagt, es gebe nur zwei Uebel auf Erden: die Sünde und die Galle. Alle Hypochondrie kommt von der Unverdaulichkeit.“

Und so sprach der gute Doctor, der übrigens ein Mann von Namen war, und der in dem Ruf tiefer Gelehrsamkeit stand, noch eine gute Weile fort, ohne sich zu unterbrechen. Mir, meinestheils, war schon ein paarmal schlimm zu Muth geworden, die alte Dame aber war eine folgsame Zuhörerin, und aß von Allem mit beispielloser Ausdauer und gutem Appetit. Ich versenkte mich wieder in den Anblick meiner rechten Nachbarin und deren Gespräche, die freilich sehr revolutionair klangen, deren Augen aber doch ein schönes Studium boten.

Puff! — Da flog ein Champagnerpfropf an die Decke. Es gab mir einen Stich durchs Herz. Puff! — noch einer, und bald schäumte und perlte der rothige Göttertrank, überall die Herzen ergreifend und die Köpfe aufregend. Ich, ich war zur Prosa inmitten feuriger Poesie verdammt. Die Champagnerblume durchduftete den weiten Saal, er war ächt und gut. Ich bat den Doctor um eine Priße Schnupstafel.

„Nun, Champagner wirst Du doch trinken?“ sagte mein Kamerad, der mich schon einmal in Versuchung geführt hatte, indem er den Drath einer Flasche durchschnitt.

„Nein — nein, ich darf nicht, wirklich — der Arzt hat es streng verboten.“

„Führe uns nicht in Versuchung,“ flüsterte ich ganz in der Stille.

„Ach, was da, Bruder, sei kein schüchternes Mädchen! — Trink Champagner, das ist die allerbeste Arznei, ich kenne das und der Doctor soll leben. — Glas her!“

Ehe ich's hindern konnte, hatte er ein Glas vollgeschenkt.

„Wenn Ihnen Ihr Arzt bloß Wein und geistige Getränke verboten hat,“ sagte jetzt der ältere Arzt, dessen Rednertalent ich bewunderte, so können Sie den hier in Gottes Namen trinken. Nach den neuesten Forschungen ist Champagner nichts weniger als Wein.“

„Ja, das wäre?“ frug ich hastig. Ich fand den Mann wirklich sehr gelehrt.

„Gewiß.“

„Aber was ist er sonst, wenn er kein Wein,“ wagte ich etwas schüchtern zu entgegnen.

„Blos ein dünner Syrup, der reichlich mit kohlenstoffsaurem Gas geschwängert ist. Weiter nichts. Trinken Sie immer, mein bester Herr Lieutenant,“ sagte er mit der Miene der siegreichen Gelehrsamkeit, die eine Wahrheit kund giebt.

„Meiner Seele, das ist mir lieb — also bloßer Syrup?“

„Ja wohl, kohlenstoffhaltiger Syrup.“

„Ei, das ist herrlich!“ — Nun, der ist mir nicht verboten.

Ein Lebehoch wurde ausgebracht.

„Kronenberg, angestossen —“

„Hoch!“ erscholl's. Ich kostete. Ja, ja, das schmeckte ganz wie Syrup, ein Bißchen besser zwar, aber sonst nicht zu verkennen. „Abermals hoch!“ — ich trank ein Glas aus. Lauter Kohlenstoff, ganz richtig. Es ist doch gut, wenn man weiß, was man trinkt. Hätte das nicht geglaubt. Ich schenkte wieder voll. „Und nochmals hoch!“ und ich trank's nochmals aus.

Eben, als ich absetzte, warf ich einen Blick in einen vor mir sich befindenden hohen Pfeilerspiegel. Und was sah ich? — Das schöne, blühendrothe Gesichtchen Bertha's. Hölle und Bliß! — Ich wandte mich schnell um. Wichtig. Sie drehte mir den Rücken zu. Der Reflex zweier gegenüberstehender Spiegel hatte mir das süße Bild gezeigt. Ich nickte ihr freundlichst durch die Spiegelgläser zu, sie aber drohte mit dem Finger und wies zürnend auf das Weinglas.

Immerhin. Mit mir war meine Unschuld und der kohlenstoffhaltige Syrup und der ältere Doctor der Medicin und angewandten Chemie. Ich setzte ihr das auch nach dem Diner auseinander, und obgleich ich von den chemischen Ana-

lysen nichts verstehe, und ihr keine Beweise liefern konnte, hielt sie doch meinen Arzt, auf den ich provocirte, für gelehrt genug, und schien mir vollkommen zu glauben.

„Wie ist's aber mit dem Ball, Ritter, der morgen stattfindet?“ fragte sie.

„Mit ihm? — hm — den besuche ich nicht!“ sagte ich entschlossen.

„Nun, ich werde sehen. — Ein Mann, aber kein Wort.“

„Werden Sie erscheinen, mein gnädiges Fräulein?“

Sie blickte mich forschend an. „Nein — ich werde die Fenster meines Cavaliere servente beobachten. Ohne Entdeckung können Sie mir nicht untreu werden.“

„Desto besser. Meine strenge Gebieterin wird sehen, daß ich den ganzen Abend Briefe schreibe.“

### VIII.

#### Auf dem Balle.

Mit dem Zuhausebleiben war es von meiner Seite gar nicht so ernstlich gemeint. Meine mir eben so interessante als unbekanntes Nachbarin vom Diner her hatte mir versprochen, dort zu erscheinen, und ich hatte mich schon so halb und halb mit ihr für die Francaise engagirt, wenn also die erste Herzensdame nicht zugegen war, konnte ich mich der zweiten desto ungestörter widmen.

Wenn ich nur erst hätte erfahren können, wer letztere eigentlich wäre. Aber bei der Menge der blühenden Schönheiten wußte Niemand von allen denen, die ich fragte, wen ich meine, und unter einer Menge Namen, die mir genannt wurden, schien mir keiner zu passen. Sie selbst aber hatte ein undurchdringliches Geheimniß über sich zu erhalten gewußt.

Nun, das thut nichts, sondern macht interessant. Etwas Besonderes ist an dem Mädchen, das war nicht zu leugnen. Ich freute mich sehr, sie wiederzusehen, und begann sofort darüber nachzudenken, wie es sich wohl am besten machen

ließe, den Ball zu besuchen, ohne daß mein schöner Drache mit den Argusaugen es bemerke. Am Ende geht Bertha doch selbst hin, denn wer darf auf die Worte eines Mädchens bauen, und Bertha ist gewiß auch falsch, wie alle Weiber es sind. Wir wollen sehen.

Der verhängnißvolle Ballabend war da.

Es schlug neun Uhr. Drüben in Bertha's Zimmer brennendes Licht, wie alle Abende. Ich sah ihren Schatten sich hinter den Vorhängen bewegen.

„Heimann!“

„Mein Herr Lieutenant.“

„Ist das Mädchen, welches bei der Gräfin drüben dient, immer noch Deine Geliebte?“

„Zu Befehl, mein Herr Lieutenant.“

„Kannst Du Dich auf sie verlassen?“

„Ich war erst am Sonntag mit ihr zu Tante. Wie auf mich selbst.“

„Nun, dann geh' mal hinüber und frag' sie genau aus, ob Fräulein Bertha Anstalten gemacht hätte, den Ball in der Harmonie zu besuchen. Siehe, ob das Mädchen überhaupt etwas weiß, ob das Fräulein noch hingehen will. — Mach' es aber flug, sonst soll Dich —“

„Zu Befehl.“

Er erschien bald wieder. Alles nach Wunsch. Sein Mädchen hatte gebeichtet. Bertha saß an ihrem Toilettentisch in ihrem gewöhnlichen Anzuge, ganz wie an andern Abenden, und las einen Roman, wahrscheinlich irgend so einen schauerlichen von der neuen freigeistigen Art, der von Licht zur Nacht oder durch Licht aus der Nacht oder umgekehrt führt. Es war also wohl anzunehmen, daß sie nicht den Ball besuchen würde. Ich begann mich in aller Gemüthlichkeit ballmäßig anzukleiden.

Auf meinen unweit des Fensters stehenden Schreibtisch stellte ich die leuchtende Studirlampe.

„Heimann.“

„Herr Lieutenant.“

„Kannst Du schreiben?“

„Nein,“ gestand er beschämt.

„Nun, das ist auch gleich. — Du setzt Dich hier an meinen Schreibtisch, nimmst die Feder in die Hand, und machst so lange die Bewegung, als ob Du schriebest, bis Dein Schatz kommt, ich meine aber den von da drüben, Dir zu be-

richten, daß Fräulein Bertha schlafen gegangen. — Verstanden?“

„Zu Befehl“ — und ich nahm den Mantel um, den er mir mit ausgespannten Armen hingehalten.

„Wenn Du etwas bemerken solltest, daß das Fräulein das Haus verläßt, kommst Du augenblicklich zu mir in die Harmonie, es zu melden. Hörst Du, augenblicklich. Auch laß Dir nicht einfallen, zu rauchen.“

„Sehr wohl.“

Er blickte mir erstaunt nach. Ich mochte ihm ein höchst merkwürdiges psychologisches Räthsel sein. Zum Glück denkt ein Diener nie sehr lange.

Kann aber Jemand umsichtiger handeln als ich? —

Ich trat in den Ballsaal. O herrlicher Anblick du, ein glänzender Ballsaal! — Welches herrliche Bild ist eingewoben in dein strahlendes Leben, welcher süßer Geist weht über dein königliches Reich, und welche Sonnen scheinen in deinem rothigen Glanz? —

Gegrüßt seist du, Ballsaal, du Brüststein des feinen Geschmacks und des socialen Anstandes, du goldne Perle in dem finstern Schacht des Alltagslebens, du grünes Reis in des Winters weißem Regiment, du leuchtender Stern in der langen, öden Nacht. Sei gegrüßt, du Ballsaal, und sei mir immer ein günstiger Freund, denn ich, Ballsaal, bin dir ein treuer Geselle gewesen immerdar, und ich will dir treu bleiben und deinen Ruhm erheben bis zu den olympischen Göttern, denen du deine Bilder entnommen und dessen Schönheiten du in dir zu vereinigen weißt. Hurrah, du Ballsaal!

Da saßen sie, die Priesterinnen der ewigen, angebeteten Terpsichore, herrliche Gestalten in Seide und in schwerem Gold, und blizende Diademe schossen ihre Blitze mitten ein aus der dunkeln Nacht der Locken oder von dem schneeweißen Alabaster des Halses. Da saßen sie, diese Rosen und Veilchen und diese Vergiftmeinnicht der Zukunft. Ist es nicht, als ob man einen Blumengarten beträte? — O scheine, du Sonne, scheine, Kronleuchter, mit deinen hundert Kerzen, damit die Blumen ausblühen zu sonnigem Leben, denn jetzt sind sie in der That sehr stumm

und gleichen herrlichen Automaten, die die Künstler noch nicht aufgezogen.

Die Polonaise begann. Ha, welches Wunder. Die schmetternden Trompeten rufen die schönen Schürerinnen wach. Leben, Leben! — überall kreisendes Leben! Die Atlaskleider rauschen, die kleinen Füße gleiten über dem parkettirten Boden hin, die Fächer spielen und die goldenen Ketten klirren. O, das ist herrlich! Fleißige Bienen summen zu ihren Rosen und manch anderer süßer Blume, und schwirren mit den Flügeln, und girren und spielen und kosen, und die Blumen neigen und beugen sich, und die Blumenherzen werden weit, und die Bienen saugen den süßesten Honig — — o! es ist weit schöner, auf dem Ballsaal zu beobachten, als selbst zu tanzen. Wäre ich nicht ein Lieutenant, sondern ein Psycholog, nichts andres würde ich thun, als von Ballsaal zu Ballsaal wandern und Seelenlehre studiren, wäre ich aber gar Diogenes — was Gott verhüten mag — nirgends anders würde ich Menschen suchen gehen, als in den feurigen Reihen des feengleichen Tanges.

Die Polonaise ist nur ein Tanz das ancien régime, und für die sogenannten Tänzer der finstern Nothwendigkeit und des conventionellen Zwanges, für die Tänzer ex officio.

Meine Nachbarin vom Diner her war noch nicht da.

Ein Galopp von Chopin wirbelte vom Drchester herab. Welch herrliche Musik, viel zu schön für einen Galopp. Was freilich eine schlechte Empfehlung für den Tanz an sich ist, aber eine desto bessere für die Composition.

(Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz - Nachrichten.

Aus Schleswig im August.

Erst seit kurzer Zeit hat man in Deutschland, von vielen Seiten, dem Herzogthume Schleswig und seinen innern Bewegungen eine aufmerksame Theilnahme

gewidmet, die es sich wohl erworben hat durch seine kräftigen Aeußerungen eines politischen Erwachens, durch die, wenigstens vom größten Theile seiner Bewohner, offen und redlich ausgesprochene deutsche Gesinnung. Eine rüstige Schaar seiner intelligentesten Männer hat sich eifrig bemüht die unklaren, staatsrechtlichen Verhältnisse ihres Vaterlandes zu lichten, zu ordnen und festzustellen, die aufgedrungene Vormundschaft der Dänen und ihre unbefugten Einmischungen in Schleswig'sche Angelegenheiten kräftig und entschieden zurückzuweisen, und die innigsten Sympathien für das geliebte Bruderland Holstein und die deutschen Bundesstaaten in Worten und Thaten kund zu geben. Wir hoffen daher, daß auch den geehrten Lesern der Abend-Zeitung eine Schilderung des in Schleswig herrschenden Volksgeistes nicht ganz uninteressant erscheinen möge, und geben deshalb einen gedrängten Bericht über einige im Laufe dieses Sommers hier gefeierte Volksfeste; weil wir glauben, daß gerade bei solchen Festen der Volkscharakter am klarsten und deutlichsten, wenn auch zuweilen etwas scharf hervortritt. Die 350,000 Einwohner des Herzogthums Schleswig bestehen bekanntlich aus verschiedenen Volksstämmen, als: Nordfriesen, Dithmarschen, Angeln, Süd- und Nordschleswigern, und es läßt sich nicht leugnen, daß jeder dieser Stämme, seit Jahrhunderten, die deutlichen Spuren seiner Nationalität bewahrt hat, obgleich sie sämmtlich, einen Theil der Nordschleswiger ausgenommen, im staatlichen Leben, in vaterländischen Gesinnungen und socialen Beziehungen innig und treu harmoniren. Wie durch Verschiedenheit der Sitte unterscheiden sich diese Volksstämme auch durch Verschiedenheit der Sprache. Die Nordfriesen bedienen sich außer der hochdeutschen Sprache, ihrer friesischen Mundart, Dithmarschen, Angeln und Süd-schleswiger sprechen Hochdeutsch und Plattdeutsch in verschiedenen Abarten, die Nordschleswiger zum Theil auch Hochdeutsch, größtentheils aber gebrauchen sie einen eigenthümlichen plattdänischen Patois, welcher zwar selbst den gebornen Dänen unverständlich ist, worauf diese aber demungeachtet gar zu gern eine dänische Nationalität ganz Schleswigs gründen möchten. Daß alle diese Volksstämme ursprünglich deutscher Abkunft sind, läßt sich nicht bezweifeln, und bekanntlich waren es die kriegerischen Sachsen und Angeln, welche sich zuerst dauernd in Schleswig ansiedelten. Auch ein Theil der deutschen Nordfriesen, welche die Nord- und Westküste ganz Deutschlands bevölkerten, hatte von der Westküste Schleswigs Besitz genommen. Ein tüchtiger, ächt deutscher Stamm, der sich stets durch seine kräftige Natur, durch Muth und Kühnheit, Biederkeit und Freiheitsliebe auszeichnete. Die Nordfriesen lebten im Mittelalter in freier Verfassung, wählten selbst die Vorsteher für ihre Gemeinden, die mit einander verbunden waren zu Schutz und Trug, bestanden manche harte Kämpfe gegen die Dithmarschen, gegen die schleswig'schen Herzöge und gegen die

Dänen; ja, sie erschlugen sogar den Dänenkönig Abel in offener Fehde. Innerer Zwiespalt aber schwächte ihre Kraft und deshalb erlagen sie endlich doch zum Theil den Dänen, zum Theil den schleswig'schen Herzögen. Obgleich sie jedoch schon seit Jahrhunderten ihrer politischen Freiheit verlustig geworden, bewahrten sie von ihren bürgerlichen und communalen Freiheiten noch manches bis auf den heutigen Tag. Noch heute haben sie keinen Adel unter sich, noch heute herrscht Gleichheit des Rechts unter ihnen. Mit dieser particulären Freiheit begnügten sie sich lange Zeit, ja, sie waren stolz darauf, und schienen sich gewissermaßen abgeschlossen zu halten von ihren weniger begünstigten schleswig'schen Brüdern, haben jedoch seit einiger Zeit den eifrigen Bestrebungen derselben nach einer höhern, politischen Freiheit die wärmste Theilnahme gewidmet. Die Eigenthümlichkeit der Nordfriesen in Sitte und Sprache, ist zwar zum Theil durch die höhere, deutsche Volksbildung verwischt worden, zum Theil hat sie sich aber noch in den Districten Husum und Beedstedt, besonders aber auf den Inseln Sylt, Föhr, Pellworm, Nordstrand u. s. w. erhalten; der angestammte Volkscharakter hingegen ist ziemlich rein und unverfälscht geblieben bis auf unsere Zeit; denn wir finden den Friesen noch immer, wie vor Jahrhunderten, kräftig, derb, muthig, bieder und freiheitsliebend.

Durch die bedrängte Lage des Landes ist der Associationsgeist in Schleswig lebendig erregt worden, und spricht sich deutlich aus, theils in dauernden Vereinigungen zu besondern Zwecken, theils in Vereinigungen zu Volksfesten, die aber weit weniger gemeinschaftlicher Vergnügungen wegen, als vielmehr in der Absicht gefeiert werden, vaterländische Gesinnungen laut auszusprechen, zu verbreiten und zu befestigen. Ein solches Volksfest hatten nun auch die Nordfriesen bei dem Flecken Beedstedt am 10. Juni d. J. veranstaltet, und der dazu erwählte Comité hatte es weder an Mühe, Umsicht noch Kostenaufwand fehlen lassen, um das Ganze würdig zu ordnen und auszustatten. Ein großer Garten und eine daran stoßende noch weit größere Koppel (eingezäunte Wiese, Trift) boten ein hinlänglich geräumiges, passendes Local dazu dar. Der Eingang zum Garten war mit einer hohen Ehrenpforte geziert, welche als Inschrift die bekannten Worte Christian I. trug, die er in der Handfeste für Schleswig ausgesprochen, als ihn die Schleswig-Holsteinschen Stände freiwillig zu ihrem Herzoge wählten: „By Iaven, dat Schleswig und Holsten bliven ewig tosamende ungedelt!“ — Auf diese Worte begründen die Schleswiger ihre unzertrennliche Verbindung mit Holstein, und mit diesen Worten weisen sie die eifrigen Bemühungen der Dänen zurück, Schleswig von Holstein loszureißen und als dänische Provinz dem Königreiche zu incorporiren. — Eine zweite Ehrenpforte wölbte sich über dem Eingange vom Garten auf die Koppel, und enthielt auf der einen Seite die

Inskrift: „Nationalbewußtsein ist unzertrennlich vom Gemeinfinn, letzter zeugt uns von des ersteren Vorhandensein!“ Auf der andern Seite des Ehrenbogens waren die Worte zu lesen: „Auf Gott ruht stets des Friesen Zuversicht, dem Glauben steht die Treue im Vereine, drum wanken sie vor fremdem Schwindel nicht.“ — Ein langes Festgebäude, mit Guirlanden und Fahnen reich verziert, zog sich auf der Koppel hin, bestimmt 1200 — 1300 Personen zu einem fröhlichen Mittagmahle aufzunehmen. Der Festhalle gegenüber war ein geschmackvoller Pavillon erbaut, zur Aufnahme des Musikchors in seinem Mittelraume, und zu beiden Seiten mit Tribünen versehen, von welchen herab die Stimmen der Redner und die Gesänge der Liedertafeln mit einander abwechseln sollten. Eine Menge reichgeschmückter Zelte hatte sich über den übrigen Raum der Koppel verbreitet. Gegen 8000 — 9000 Gäste hatten sich aus beiden Herzogthümern zu dem Feste eingefunden, welches um 10 Uhr Morgens durch Kanonendonner eröffnet wurde. Im feierlichen Zuge begab sich der Comité vom landschaftlichen Hause nach dem Festplatze; voran wehten zwei große Fahnen, getragen von zwei kräftigen Friesen, die eine mit dem Wappen Schleswig-Holsteins, die andere mit dem Wappen der Nordfriesen und dem Nordfriesischen Wahlspruche geziert „Liever düd as Slave!“ (lieber tobt als Slave!) Die anwesenden Sängervereine schlossen sich mit ihren Fahnen dem Zuge an, und ließen, als sie die für sie bestimmte Tribüne erreicht hatten, Luthers Kraftgesang ertönen: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Hierauf bestieg der Lehnsvogt Carstens, als wackerer Patriot bekannt, die Rednertribüne, und sprach frei und kräftig zu den Tausenden seines Volkes, die ihn umringend aufmerksam seinen Worten lauschten; er sprach von der wahren Bedeutung eines Volksfestes, von der provinziellen Nationalität der Nordfriesen und ihrem Verhältnis zu den Deutschen; von den Rechten und Ansprüchen aller Deutschen Volksstämme und der Schleswig-Holsteiner insbesondere auf freie Staatsverfassung; von den Präntensionen und Uebergreifen der Dänen u. s. w. Ein donnernder Beifall lohnte den Redner und ein einstimmiger Jubelruf mischte sich in das „Hoch!“ welches er am Schlusse seiner Rede unserm Königs-Herzoge Christian VIII. ausbrachte. Es ist nicht zu leugnen, daß bei unsern Volksfesten die Redefreiheit in einem höhern Grade, als vielleicht irgendwo in Deutschland gestattet ist, und wir dürfen es gewiß als ein sicheres Zeichen unserer fortschreitenden Volksbildung, unseres National-Bewußtseins und unsers Kraftgefühls betrachten, daß gerade die Reden es sind, die durch ihre politische Färbung, welche ihnen nie mangelt, aus Nähe und Ferne die meisten Teilnehmer zu den Volksfesten herbeiziehen, während alle materiellen Genüsse, die man hier darbietet, größtentheils nur als Nebensache betrachtet werden. Der einfache Bauer hört hier den Volksredner mit derselben Andacht an, wie den Pfar-

rer in seiner Dorfkirche, giebt offen seinen Beifall zu erkennen, wenn des Redners Worte mit seiner schlichten Meinung harmoniren, prägt die Stellen, die ihm Aufklärung geben über Gegenstände, die ihm fremd oder dunkel waren, gewissenhaft seinem Gedächtnisse ein, und theilt sie treulich seinen Nachbarn und Freunden bei seiner Heimkunft mit. Auf gleiche Weise giebt der schlichte Bürger und Handwerker seine rege Theilnahme für vaterländische Angelegenheiten kund, und sammelt sich bei unsern Volksfesten Einsichten und Kenntnisse, die ihn oft zu einem sehr richtigen Urtheile über seine bürgerlichen und Communalverhältnisse, ja selbst über die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes befähigen. Die intelligenteren Stände, als Gelehrte, Beamte, Kaufleute u. s. w. entäußern sich aller Ranges-Präntensionen, schließen sich ganz dem Volke und seinen Interessen an, und man bemerkt häufig bei solchen Festen zahlreiche Gruppen von Männern aus den niedern Ständen, welche einen Advocaten, Geistlichen oder Beamten umringt halten, mit Vertrauen Aufklärung über Communal- oder Landesangelegenheiten von ihnen fordernd, und auf freundliche und verständliche Weise erhaltend. So fehlte es denn auch bei dem Feste der Nordfriesen nicht an Reden, die in dreierlei Sprachen, in der nordfriesischen Mundart, in der Plattdeutschen und Hochdeutschen Sprache gehalten wurden. Friesische Männer aus verschiedenen Gegenden vom Festlande und von den Inseln, sprachen vom historischen und nationalen Verhältnisse Nordfrieslands und von seiner innigen Verbindung mit Schleswig und Holstein, und offen und frei wurde dabei des gerechten Widerwillens gegen die aufgedrungene Vormundchaft der dänischen Propaganda gedacht. Männer aus andern Gegenden Schlesiws verbreiteten sich über die Einheit und verfassungsmäßige Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins, über die nahen Beziehungen beider Herzogthümer zu Deutschland, über die Versuche der Dänen ganz Schleswig zu danisiren, und sogar der schleswigschen Ständeversammlung ihre Sprache aufzudringen, und manches wahre und freie Wort drang tief ein in die Herzen des lauschenden Volkes, verbreitete dort Licht und Wärme, erweckte dort Muth und Kraft zur Ausdauer im gerechten Kampfe. In allen Reden sprach sich wahrhaft vaterländische Gesinnung, offene Abneigung gegen engere Verbindung mit Dänemark und lebhaft Hinneigung zu Deutschland aus; die Rednerbühne war Jedem geöffnet, der sich befähigt fühlte zum Volke zu reden, und nicht allein der Gelehrte und Hochgebildete ließ begeisternde und belehrende Worte hören, sondern auch der schlichte Bauer sprach sich aus in seiner kernigen Weise, und ermahnte zur Eintracht und zum Festhalten an den alten Landesrechten.

Mit den Reden wechselten Gesänge, und zwar nur deutsche Lieder, unter welchen sich besonders Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und „der Völker Verlangen,“ von Maltiz, durch guten Vortrag

und durch enthusiastische Aufnahme ausgezeichneten. Das Mittagmahl in der Festhalle war zwar nur einfach und kräftig, doch wurde es mit allgemeiner Zufriedenheit und unter ungetrübtem Frohsinn eingenommen; auch wurde das Mahl durch zahlreiche Toaste, die zum Theil eines pikanten politischen Beischmacks nicht entbehrten, gewürzt. Gegen Abend begannen die Tänze und als die Dämmerung hereinbrach, wurden die Ehrenpforten, das Festgebäude, der Pavillon und

die Gezelte mit einer geschmackvollen Illumination verziert, welche die ganze Nacht hindurch unterhalten wurde. Heitere Musik erschallte, Theertönnen und Pechkränze brannten überall, Feuerwerke wechselten mit einander ab, froher Jubel schallte von allen Seiten, bis sich im Osten der bleiche Tagesdämmer zeigte und Kanonendonner das Ende des Festes verkündete.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

Riesenconcert in Paris. Am 1. v. M. hat das von Berlioz projectirte große Concert oder Musikfest in dem Palaste der Industrieausstellung zu Paris unter seiner Leitung stattgefunden. Die Zahl der Mitwirkenden betrug 950, die der Zuhörer 5000, und die Einnahme 37000 Frs. Da Herr Berlioz der Veranstalter war, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir hören, daß unter andern acht Paar Pausen dabei gebraucht wurden. Zur Aufführung kamen: Spontini's Overture zur Vestalin, Scene aus Armida von Gluck, Marche au supplice aus der phantastischen Symphonie von Berlioz, Gebet aus Moses von Rossini, Weber's Overture zum Freischütz, Hymne an Frankreich von Berlioz, Nationalgesang aus Karl VI. von Halevy (der wiederholt werden mußte), Gesang der Arbeiter (eine für das Fest componirte Cantate) von A. Meraux, Finale aus Beethoven's C-moll-Symphonie, Schwerdterweihe aus den Hugenotten von Meyerbeer, Bacchuschor aus der Antigone von Mendelssohn-Bartholdy, Oraison funèbre et apotheose, Finale aus der Symphonie funèbre et triomphale von Berlioz. — Ueber Berlioz als Componisten äußert bei dieser Gelegenheit der Berichtersteller in der „musik. Zeitg.“ sich, wie folgt: Berlioz, der sich überhaupt nur in Phantastereien bewegt und nicht die mindeste gefallende Kraft besitzt, hätte am Wenigsten nöthig, eine seiner Compositionen noch obendrein phantastisch zu nennen. Das Stück (marche au supplice) erschien nur als ein offener Unsinn, und es ist mir durchaus ungreiflich, wie man es wagen kann, mit dergleichen öffentlich aufzutreten . . . . Was soll für gemacht gelten, wenn nicht eine Composition, zwischen deren einzelnen Tacten man den Componisten immer stehen

und sich fragen sieht, was er nun weiter machen solle? u. s. w. Man vergleiche hierzu, was in ds. Bl. Nr. 72. d. vor. Jahres über Berlioz gesagt worden.

Die Oper Mara, von Meyer, wurde vor einigen Wochen unter des Componisten Leitung in Berlin aufgeführt. In Dresden ruht sie noch immer, obwohl sie nun schon in Wien, Prag, Braunschweig, Cassel und Berlin mit Beifall in Scene ging. Ueber die Aufführung in letztgenannter Residenz berichten die „Signale“: der Componist beklagt sich bitter über die von einigen Seiten her gemachten Anstrengungen, die Oper fallen zu lassen. Sie war eigentlich gar nicht in Scene gesetzt, sondern in Lumpen, man hatte nur zwei Proben gehalten, man trat in einer für Berlin unwürdigen Garderobe auf, die ausah, als sei sie aus den Trödlerbuden zusammengesucht; gewissermaßen als Gnade und nach vielen Weiterungen ward dem Componisten zugestanden, sein Werk selbst zu dirigiren. Da stellt sich nun Hr. Rousseau in der Allg. Preuß. Stg. hin und hält dem Intendanten eine Lobrede, daß er die Mara, ein deutsches Werk, zur Aufführung gebracht. Ist denn das nicht Schuldigkeit, deutsche Werke aufzuführen? — So geht's den deutschen Componisten, und nicht allein in Berlin!

Wunderkinderei. In Hannover läßt man jetzt einen Mann hören von 5½ Jahren, der bereits 4½ Fuß hoch und vollkommen ausgewachsen ist. Er hat einen Bart und singt einen kräftigen Bass, ist übrigens der Sohn eines Schuhmachers aus dem Dorfe Beverfen. Si non è vero, ma hen trovato! 18.

J. S.

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.